

Unterhaltungs = Blatt.

Beilage

zur Preßburger = Zeitung No. 40.

Dienstag, den 24. May 1825.

Pariser Sittentafel.

II. Der öffentliche Schreibmeister.

Bemerken Sie dieses kleine, hölzerne Haus, welches auf niedrigen Rädern fortgeschoben wird, und dessen Bewohner am Morgen die Chaussée d'Antin bewohnt, und am Abend sich im Marais befindet? — Niemand weniger ist es, als der Berenger der Vorstädte, der Sévigné der Näherinnen, der Cicero der Köchinnen, der Plutarch der Kinderwärterinnen und der Bado der Grisetten, mit einem Worte: es ist der Eigenthümer einer eigenen Vers- und Briefmanufactur! Meister oder Herr Plumé, der Besitzer jenes Räderhauses, ist zu Mittag mit einer Bittschrift und frühstückt mit einem Rendezvous. Manchmal erlauben ihm die Mittheilungen eines jungen Soldaten an seine Aeltern, sich mit einem Gläschen etwas zu Gute zu thun, und die Vorwürfe einer Dido an ihren Ungetreuen verschaffen ihm Katarina und Leberwurst. Der Ruf dieses öffentlichen Schreibmeisters ist längst auf's Beste begründet, und wenn er auch nicht in Versen schreibt, so führt er doch in Prosa eine gute Feder. Man drängt sich oft vor seiner Wohnung, die nicht mehr als 2 Personen in sich aufnehmen kann, wovon die eine im

mer stehen muß, obgleich der Eigenthümer höflich genug ist, beständig zum Sitzen einzuladen.

Ein junges, hübsches Mädchen tritt leise herein und flüstert dem schreibenden Nomaden zu: „Geschwind, mein Herr! geschwind ein Billet. Sagen Sie ihm, daß ich heut Abend um 8 Uhr beim Brunne der Unschuldigen sein werde.“ — „Sehr wohl,“ erwiedert er mit einem maliziösen Lächeln, „ich weiß was Sie verlangen etwas Zärtliches, nicht so etwas Empfindsames?“ — „Das versteht sich; aber hübsch gedreht; im Uebrigen, wie Sie wollen.“ — „Wie viel wenden Sie daran?“ — „O, es ist mir eben nicht um den Preis zu thun, ich zahle gern, wenn nur das Billet im guten Styl abgefaßt ist; es wird mir selbst um 6 Sous nicht zu thun sein.“ — „Sech Sous! dafür sollen Sie etwas recht Zärtliches und gut Stylisirtes haben. Können Sie Ihren Namen zeichnen?“ — „Nein!“ — Der Schreibmeister reibt sich vor Vergnügen die Hände, lächelt, blickt sie von der Seite an und murmelt zwischen den Zähnen; „à la bonne heure! das ist ein Goldkind, das keine Feder zu halten versteht. Ein wahrer Engel, meiner Treu! Dieser verdammte gegenseitige Unterricht wird mich noch um Brod und Leben bringen. Nein, da lobe ich mich doch die alte Methode: sie lebe hoch!“ — Er legt den Brief zusammen und fragt: welche Adresse er darauf setzen soll? — „Schreiben Sie nur: an Herrn Julius weiter nichts.“ — „Was, er heißt Julius Weiter nichts?“ — „Ach, welche Bosheit! Ich sage Ihnen Julius, und weiter nichts. Ich will den Brief selbst an seinen Portier abgeben.“ — Sie nimmt endlich da

mit Mundlaack verschlossene Blättchen, wirft die sechs Sous auf den Tisch und lauft — lauft, wie wenn sie das Glück erhaschen wollte.

Nach ihr kommt ein junger Bursch vom Lande, der seit 2 Monaten Paris bewohnt und Lakai bei einer Operntänzerin ist. „Geda, Landsmann!“ sagt er, „ich muß einen Brief an meine Mutter schreiben, wegen Hemden und Strümpfe. Sodann um 20 Franken, die mein Vater mir heimlich schicken soll, ohne daß meine Mutter etwas davon erfährt.... und viele Grüße über ihre Gesundheit.... sie sollen mir auch Schnupftücher schicken.... und ich empfehle mich dem Dheim und der Muhme auf's schönste.... Die Kamasschen sollen sie auch nicht vergessen, denn die ich habe, sind schon ganz abgenutzt.... und wie es um den Keuchhusten der Base steht.... Schreiben Sie mir das Alles für 10 Sous.“ — Herr Plume nimmt zuerst das Geld, ergreift sodann die Feder und beginnt endlich seine Macedoine. Aber in demselben Augenblicke unterbricht ihn auch schon wieder sein Klient: „Aha! ich muß auch noch eine Sache haben, und ich stehe in einem guten Hause, ausgenommen, daß ich noch keinen Lohn erhalten habe.... und ich lasse den Nachbar Riffard grüßen. Meine Herrschaft hat auch gesagt, daß noch etwas aus mir werden kann.... und ich bin ihr gehorsamer Sohn.“ — Der Schreibmeister folgt gewissenhaft den Einfällen des jungen Menschen mit flüchtiger Feder nach. Er liest ihm endlich das Ganze vor, und Jener ist sehr damit zufrieden. Er bewundert die Reinheit des Styls, den Reichthum der Phrasen, und trägt seinen Brief auf die große Post.

Kaum hat er das Häuschen verlassen, so stürzte eine Köchin mit wüthender Geberde herein. Sie hat eine schwarze Schmarre über die rechte Wange und die Hälfte der Nase. In der Hand hält sie eine halbgeruhte Taube und in ihren Augen flammen Schmerz und Zorn. Sie wirft 30 Sous auf den Tisch, denn es ist ihr nun nicht mehr um's Geld zu thun. Ihre Lippen beben, ihre Zunge versagt den gewohnten Dienst. Endlich öffnen sich die Schleusen des Sprachorgans, und die Fluth der Rede strömt hervor. „Der Treulose! der Verräther! der Meineidige!“ ruft sie und schlägt mit der geballten Faust auf das Brust des weisen Cicero, der sie lange und schweigend betrachtet. Vor Allem nimmt er das Geld, und fragt sodann: was beliebt? — „Mit der schwärzesten Dinte,“ sagt sie, „mit der allerschwärzesten, hurtig ein Bisset an den Ungetreuen, den Nichtswürdigen! Ich habe ihn so eben mit der blonden Josephine vorübergehen gesehen; und er that nicht einmal, als kenne er mich; das Ungeheuer! — Schreiben Sie ihm, daß es aus ist mit uns; mit den Fleischbrühen, dem Eingemachten, den Nierenstückchen, nach denen er so lecker war, rein aus. Schreiben Sie ihm das. Er wird sich schon die Finger darnach beißen; aber es geschieht ihm recht, ganz recht! Er soll sehen, daß er mir nicht auf der Nase tanzen kann — schreiben Sie ihm das.“

Herr Plumé hat geendet, die 30 Sous haben ihn begeistert, und er hat sich selbst übertroffen. Er verbirgt diese kleine Eigenliebe nicht, und die Köchin ist damit zufrieden. „Möchte er Blut weinen!“ sagt sie. „Es ist gut, mein Schatz! für ein andermal.“ — Sie

stürz
meist
sich
sein
fügt:
es m
man
auf's
schaff

Gesell
sein v
leicht
des
Um e
zu fö
welch
irne
nen,
Biogr
Zeital
Erdfö
schwer
finden
cheu,
schen
wahr

stürzt hinaus, wie sie hereingestürzt war. Der Schreibmeister ist mit seinem Morgen sehr zufrieden. Er reibt sich die Hände einmal über das andere, verschließt sein Bureau und sagt, indem er sich zum Gar Koch verfügt: „Das geht gut. Vivant die Leidenschaften! und es wird den Menschen nie daran fehlen, ergo wird man auch immer beschäftigt sein. Holla! ein Gläschen auf's Wohlsein gefühlvoller Herzen und auf die Abschaffung des gegenseitigen Unterrichts!“

Geschichte eines zwei Tage alten Kindes.

(Von ihm selbst erzählt.)

Ihr glaubt vielleicht, liebe, todte Freunde! in deren Gesellschaft ich mich jetzt, nach einem unglücklichen Dasein von 2 Mahl 24 Stunden befinde, ihr glaubt vielleicht, ein Kind von 2 Tagen sei des Verstandes und des Nachdenkens noch nicht fähig. Ihr irrt euch aber. Um euch meine traurige und kurze Geschichte erzählen zu können, will ich genau alle Spuren auffuchen, welche meine Lebensbegebenheiten meiner jungen Geirne eingedrückt haben. Wollte ich mir die Mühe nehmen, alle diese Dinge im erhabenen Pathos der Selbst- Biographien zu schreiben, so würde man sie in dem Zeitalter der Memoiren und Anekdoten, womit der Erdkörper, welchen ich so eben verließ, jetzt überschwemmt ist, ohne Zweifel der Bewunderung werth finden. Zum Glücke für mich, ward ich von einer reichen, schwachnervigen, empfindsamen und romantischen Dame geboren. Diesem Umstande verdanke ich wahrscheinlich die Kürze meiner Lebensdauer, und das

Vergnügen, todt zu sein. So hört also die Erzählung meiner Empfindungen, Ueberlegungen und Gemüths-
bewegungen mit Aufmerksamkeit an.

Als ich zum Dasein erwachte, und aus der so lan-
ge dauernden Ohnmacht hervorging, war ich hoch er-
staunt, über meinem Köpfchen das heftige Geschrei zu
hören, welches mich zugleich betäubte und erschreckte;
ich wollte entfliehen, aber, als ich zu dem Ende die
Augen aufschlug, sah ich mich unter den Händen einer
alten Zauberinn, welche mit tiefstliegenden Augen, blei-
chen Wangen und vielrunzlicher Stirn mich neugierig
betrachtete. Ich fürchtete mich, und schrie aus Lei-
bezkraften.

Ihr müßt gestehen, daß dieß ein trauriger Lebens-
anfang war. Ein dicker, alter Herr, der sich die Fü-
ße am Kamin wärmte, nahm mich, setzte seine Brille
auf, und umarmte mich, so, daß ich fast erstickt wäre;
das war ohne Zweifel mein Hr. Vater. Hierauf traten
mehrere Personen ins Zimmer und schrien: „Ein jun-
ger Sohn, ein junger Sohn!“ Nun kam die Reihe an
eine junge Frau, die im Bette lag; sie küßte mich,
überhäufte mich mit Liebkosungen, und benahm mir
mehrmahls den Athem.

Um meine Leiden zu vermehren, nahm mich die Alte
wieder in ihre langen, magern Arme, wickelte mich in
Windeln, und band mich fest ein. Was hatte ich ihr
denn zu Leide gethan?

Ach, Freunde, liebe Freunde! Was mußte ich nicht
leiden! Man vertraute mich einer Amme an, die mich
in ihren Armen wiegte, und so mir tödtliche Angst ein-
flößte; je mehr ich weinte, desto heftiger wurden ihre

Bewegungen; das brachte mich zur Verzweiflung. Um das Maas meines Elendes voll zu machen, zwang man mich, ich weiß nicht was für einen Teufelstrank, hinunter zu schlucken, eine ganz abscheuliche Mixtur, die man mir mit so fürchterlicher Miene aufdrang, daß ich in der Todesangst den Trank verschluckte.

Doch eben dieser himmlische Trank rettete mich. Ich entging, Dank sei ihm dafür, der Tortur, der Fessel, der Arznei und allen andern Martern, welche die beiden ersten Tage meines zarten Lebens ausfüllten. O du göttlicher Trank! Dir habe ich es ohne Zweifel zu danken, daß ich den noch zu erwarten gewesenen Leiden des menschlichen Lebens so glücklich entgangen bin, und worüber ich jetzt im Himmel der kleinen Kinder, wo ich diese Geschichte erzähle, so herzlich lachen kann.

Aus den Memoiren des französischen Generals,
G r a f e n R a p p.

Eines Tages nach der Bataille von Wagram, spielten wir Einundzwanzig, ein Spiel, das Napoleon sehr liebte. Es machte ihm dabei immer Vergnügen, uns zu betrügen, und er lachte dann über seine Taschenspielerkünste. Dießmal hatte er einen großen Haufen Goldes vor sich, den er auf dem Tische ausbreitete. „Nicht wahr, Rapp, sagte er zu mir, die Deutschen lieben diese kleinen Napoleons? Ja, Sire, antwortete ich, mehr als die Großen.“ Da seht einmal, erwiederte er, ein Stück von der deutschen Freimüthigkeit.

Im preussisch-französischen Kriege (1806), als Napoleon mit seinen Truppen in Pohlen lag, bestand die

ganze Sprachkenntniß der Franzosen in 4 polnischen Worten: Kleba! (Brod)! niema ('s ist kein's da); voda! (Wasser!) lara (man wird euch bringen). Als Napoleon einst in der Gegend von Rastelsk an einer Kolonne vorbeiritt, welche sehr Mangel litt, da die grundlosen Wege die Ankunft des Proviant's verhindert hatten, rief einer der Soldaten: Papa, kleba! — „Niema,“ antwortete der Kaiser. Die ganze Kolonne brach in helles Lachen aus, und Niemand begehrte noch etwas.

Napoleon fand im dritten französisch-österreichischen Kriege die Wiener mehr erbittert, denn je in einem der vorhergehenden Feldzüge; er machte diese Bemerkung gegen mich. Ich sagte ihm, daran habe die Verzweiflung großen Antheil; man sei überall unfer und unserer Siege überdrüssig. Diese Art Bemerkungen konnte er nicht aushalten.

Eines Tages bat ich ihn um die Beförderung zweier Offiziere. „Ich will nicht, sagte er, dieser Teufel von Berthier, hat mich schon zu viel machen lassen.“ Darauf wandte er sich gegen Lauriston. „Nicht wahr, Lauriston, sagte er, zu unserer Zeit avancirte man nicht so schnell? Ich bin manches Jahr Lieutenant gewesen.“ Das mag sein, bemerkte ich, aber inzwischen haben Sie die verlorne Zeit wieder eingebracht. Er lachte über meine Bemerkung und bewilligte mein Gesuch.

zu

W

denn
vi es
garn
den;
berüh
bewu
dern
chen,
nützen
vor
theilt
Gegen
chen
ben,
kauf t
1809
schen
chen
tals ge